

Geschichten des Belanglosen

Ulrike Syhas „Privatleben“

beim Mülheimer Theaterfestival STÜCKE09

Johanna Proll

Eine Frau, ein Mann, einige Nebenfiguren, Theaterpublikum. Mehr braucht es offenbar nicht, um sich mit dem Privatleben zweier Menschen im Zeitalter der Banalität zu beschäftigen.

In Ulrike Syhas „Privatleben“ dreht sich fast alles um diese Banalität. „Er“ und „Sie“, das sind anfangs austauschbare Singles unbestimmten Alters in mehr oder weniger stereotypen und eher langweiligen Lebenssituationen, die erst später im Stück, nachdem sie sich gegenseitig kennengelernt haben, auch für das Publikum mit Namen und Persönlichkeit bedacht werden, wenn auch nicht mit den tiefgründigsten.

In deren Belange taucht der Zuschauer nun ein, gerade tief genug um festzustellen, dass weder „Er“ noch „Sie“ ein besonders interessantes Leben führen: „Sie“, Karla, versucht sich seit längerer Zeit gegenüber ihrem ehemaligen Mentor und Jetzt-Lebensgefährten Rainer zu definieren und zu emanzipieren; Rainer, der sich so gerne selbst reden hört, dass sich Karla fragen muss, warum es in ihrem Leben eigentlich immer nur um Rainer geht und nicht um sie selbst, während sie sich zeitgleich vom Trennungstreit ihrer Eltern zwischen die Fronten gestellt sieht. Ihre Mutter genießt derweil nämlich ein dekadentes Dasein im Süden, während sich der Vater vollständig auf die Beschimpfung ihm zum größten Teil unbekannter Menschen konzentriert, das Haus zunehmend weniger verlässt und immer kauziger wird. „Er“, Lutz, hingegen, seines Zeichens Nachwuchschef einer Firma für Kunstdünger und selbsternannter Langweiler, leidet unter mittelschweren Bindungs- und Intimitätsängsten, die sich vor allem dann zeigen, wenn er nach seinen One-Night-Stands regelmäßig fluchtartig den Ort des Vollzugs verlässt, und wenn es auch das eigene Hotelzimmer ist. Sein Job, in dem er sich seit Ewigkeiten mit seinem ältesten Freund Pablo langweilt, ist für ihn alles andere als die Erfüllung. Zudem behauptet er von sich, eigentlich nicht übermäßig gerne über sein Privatleben zu reden. Doch genau das wird er tun, zusammen mit Karla, in den nächsten eineinhalb Stunden vor Theaterpublikum, in einer mehr oder weniger offenen Therapiestunde.

Denn so ähnlich kommt man sich vor im beinahe leeren Bühnenraum: Das grelle, nicht abgefilterte Bühnenlicht, das auch die Zuschauer mit ins Visier nimmt, evoziert eher den Eindruck einer Leseprobe, denn eines inszenierten Stücks. Als Spielraum eröffnet sich ein schmuckloses Podestsystem, das zwei parallelen Laufstegen mit seitlichen Treppenaufgängen gleicht. Das Publikum sitzt sich auf den beiden Seiten des Bühnenraums gegenüber – bringt also die Schauspieler dazu, sich Front- und Rückseite zuwenden zu müssen und nimmt sich dadurch auch selbst mit in den Blick. Requisiten sind spärlich bis gar nicht vorhanden – eine Thermoskanne, ein paar PET-Flaschen, Gläser, einige anscheinend willkürlich im Bühnenraum

verteilte Tonbandgeräte – wodurch der Eindruck einer Probensituation noch verstärkt wird.

Auch das Spiel irritiert: So scheinen die Schauspieler nicht mit- sondern gegeneinander zu agieren. Kaum beginnt einer zu sprechen und aus seinem Leben zu berichten, fallen die anderen ihm ins Wort, mal akustisch durch Zwischenrufe, Kommentare oder unartikulierte Laute, mal aktionistisch durch das Umwerfen eines Wasserglases oder das Anschalten eines der Tonbandgeräte zum falschen Zeitpunkt. Zugleich erhebt das Spiel keinerlei Anspruch auf einen besonders lebensnahen oder realistischen Eindruck: Gesten und Ausdruck werden extrem zurückgenommen, bis hin zu einem rein angedeuteten Verhalten, das kaum etwas mit der Spielsituation zu tun hat. So zieht Rainer als er sich in Phuket am Strand befindet zwar Schuhe und Socken aus, trägt aber ansonsten weiterhin Anzug und Krawatte und ändert an seinem Gebaren wenig. Während Karla telefoniert, spricht sie weder in einen realen Hörer - das ließe die Requisitenlage gar nicht zu - noch in einen eingebildeten, sondern lieber direkt in den leeren Raum hinein. Dass sie überhaupt telefoniert und nicht einfach mit sich selber spricht lässt sich dennoch, entweder durch den Kontext oder über die Kommentarstruktur, erschließen. Dennoch - oder vielmehr gerade deshalb - stellt das schauspielerische Können einen Pluspunkt für den Abend dar: In aller Subtilität und zurückgenommenem Gebaren wirkt zumindest nichts aufgesetzt oder übertrieben sondern vielmehr angenehm still und leise daherkommend. Es wird offensichtlich versucht, eine Nähe zwischen Akteuren und Zuschauern zu evozieren; hier – und meines Erachtens nach nur hier – ist tatsächlich ein einigermaßen befriedigender Versuch erkennbar, einen privaten Raum für private Erzählungen zu erschaffen. Nichtsdestotrotz bleiben diese oberflächlich und öffentlich, was aber eher dem Stück selbst zuzuschreiben ist.

Das nötigt einen dazu, sich vom Seheindruck weg und dem spannenderen Teil des Stücks zuzuwenden: Dem Textaufbau und der Erzählstruktur.

Ulrike Syha eröffnet verschiedene Erzählebenen: Da gibt es zum einen eine reine Storyebene, die im Jetzt angesiedelt ist und alle Stationen abarbeitet, auf denen sich die Hauptfiguren Lutz und Karla begegnen: mal im Zug, mal im Chinaimbiss, mal auf einer Feier. Zweitens gibt es eine historische Erzählebene, die jeweils nur mit einer Hauptfigur in Verbindung steht und Bereiche ihres Lebens erfasst, die den Charakter näher bestimmen, ohne sie in Verbindung mit dem Gegenpart zu setzen. Und dann gibt es da noch die dritte und wichtigste Ebene des erläuternden Kommentars: Diese bewegt sich irgendwo in einem Subraum der Handlung, liegt zeitlich der erzählten Story unbestimmt nachgestellt und zeigt Lutz und Karla (sowie die anderen Charaktere) im orts- und zeitentzogenen Raum, wo sie die Geschichte ihrer beider Leben und des gegenseitigen Näherkommens rückblickend nacherzählen.

Diese dritte Ebene, der Metakommentar, der Subraum, gliedert die Erzählung. Sie wird nur von Lutz und Karla eingeführt, die zunächst einmal unter sich ausmachen, wer nun welchen Teil der Geschichte erzählen soll, immer wieder angefeuert oder unterbrochen von den übrigen, meist herumsitzenden, manchmal mitspielenden Schauspielern, die in die Rollen

der wechselnden Nebenfiguren der Storyerzählung schlüpfen. Und auch wenn sich gerade die Story auf der Bühne abspielt, greift immer wieder die Metastruktur des Textes ein, in welcher die Charaktere Monologe innerer Selbstauseinandersetzung führen oder ins Spiel eingreifen. Auf diese Weise verschwimmen die Erzählebenen schnell miteinander, es dürfte für den Zuschauer nicht immer ganz klar sein, in welchem Teil der Erzählung man sich gerade bewegt. Struktur erhält man von Ulrike Syha nur durch die Kapitelüberschriften, die auch im Spiel direkt ans Publikum vorgetragen werden, inklusive der sie meist begleitenden Ortsbeschreibungen oder durch die stellenweise eingesetzte Musik, die wohl dazu gedacht war, verschiedene Räume deutlicher voneinander abzuheben, was aber dramaturgisch nicht wirklich konsequent wirkt.

Und nur hier, auf der Metaebene, macht auch der leere Bühnenraum einen Sinn: Wer braucht Requisiten und Lichtstimmungen, wenn er sich sowieso nicht wirklich in der zu erzählenden Situation bewegt sondern sie vor allem kommentiert?

Und doch bleibt das Bühnenkonzept relativ unklar: es wird nicht deutlich, wozu die Raumaufteilung eigentlich funktionieren soll oder an welchen Stellen auf oder neben den Podesten gespielt wird und warum. Die Laufsteganordnung wird letztlich nur an einer Stelle konsequent ausgenutzt, wenn sie Pablo und Lutz mit ihren voneinander differierenden Lebensentwürfen nebeneinanderstellt und hierarchisch unbestimmt lässt. Dies wird auch die einzige Stelle sein, an der sich die Nebenfiguren ganz aus der Storyerzählung zurückziehen, wobei man sich fragt wozu eigentlich; ist doch die dargestellte Szene dramaturgisch keineswegs die entscheidendste des Stücks, das insgesamt sowieso eher unschlüssig daherkommt, wird sie hier für das Publikum dennoch zu einer der prominentesten gemacht.

Es ist vor allem die, im Vergleich zum Text in der Inszenierung noch viel auffälligere und häufiger verwandte, Irritation durch die immer wieder aufbrechende Erzählung, die die ansonsten größtenteils magere Handlung und Inszenierung des Abends zwar nicht rettet, aber dennoch zu einem einigermaßen unterhaltsamen macht. Zuletzt bleibt jedoch ein fader Beigeschmack an Ulrike Syhas „Privatleben“ haften. Erfassen die dargestellten Leben wirklich solche privaten, in aller faktischen Düsternis und Komplexität des realen Alltags, oder nur abgeschmackte und schon hundertfach gesehene und erzählte Eintönigkeiten, die an Belanglosigkeit und Langeweile kaum noch zu übertreffen sind? Es zeigen sich weder besondere Schärfe in Figurzeichnung und Dramaturgie, noch größere Überraschungsmomente neben der Erzählstruktur, die das Stück besonders sehenswert machen könnten. Stattdessen erwartet einen ein vor allem konstruiertes Stück, das viel zu artifiziell und oberflächlich bleibt, um wirklich etwas zur Theaterlandschaft beitragen zu können.

Was bleibt nun, nach dem Ende des Abends? Dass Lutz und Karla doch noch ein Paar werden, hätte man schon mit dem Beginn des Stückes wissen können und ist deshalb auch nicht von besonderem Belang.